



Altes Gymnasium Oldenburg

Entlassungsfeier am 25. Juni 2011

Rede des Schulleiters
und drei Reden im Namen
des Kollegiums, der Eltern sowie
der Abiturientinnen und Abiturienten

ARS & INGENIUM

1. Auflage, Juni 2011. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. © 2011
ARS & INGENIUM, Oldenburg (Oldb). Satz und Layout: Matthias Hengelbrock
(ars.ingenium@web.de). Druck und Herstellung: Expressdruck Oldenburg.

Jürgen Herold

Gegen das Diktat der Zahl

Rede des Schulleiters

Liebe Abiturientinnen und Abiturienten, liebe Eltern und Angehörigen unserer Abiturienten, lieber Herr Prof. Dr. Kaminski, lieber Herr Orth als allein anwesender Abiturient des Jahrgangs 1941, liebe Abiturienten des Abiturjahrgangs 1961, lieber Herr Illing als Vertreter des Ehemaligenvereins, lieber Herr Lünemann (in Doppelfunktion: Abiturientenvater und Schulelternratsvorsitzender), lieber Herr Dr. Becker als Vertreter der ehemaligen Kollegen, liebe Schülermusiker, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren!

Ich freue mich, Sie hier und heute begrüßen und mich für Ihren Anteil am Abitur und an der Abiturfeier 2011 bedanken zu dürfen. Es war ein erfolgreiches Abitur – von den 134 zur Prüfung zugelassenen Abiturientinnen und Abiturienten haben 132 die Prüfung bestanden: eine nicht zu unterschätzende Leistung, denn entgegen allgemeiner Einschätzung – ich sage das seit Jahren mit konstanter Bosheit und gegen öffentliche Ungläubigkeit – sind die Prüfungen im Vergleich zu früheren Jahren insgesamt anspruchsvoller und umfangreicher geworden. Besonders erfreulich ist nicht nur, dass fast alle bestanden haben, sondern auch, wie sie bestanden haben: Die von uns errechnete Durchschnittsnote für den Doppeljahrgang liegt bei 2,36 und damit vermutlich weit über dem Landesschnitt. Meine und unserer aller Anerkennung!

Damit ist etwas zum »Heute« gesagt, aber noch nichts zum »Hier«. Zum ersten Mal und wahrscheinlich zum einzigen Mal sind wir in der Lambertikirche für unsere Abschlussfeier zusammengekommen, und dahinter steckt verschlungene Geschichte. Sie, liebe 1961er, haben, so nehme ich an, Ihr Abiturzeugnis in der Aula des Alten Gymnasiums entgegengenommen, damals noch weiß getüncht (in einem etwas schmutzigen Weiß, behaupte ich immer) und noch nicht (wieder) so aufregend farbig gefasst wie derzeit. Die Aula ist heute für eine Besucherzahl von 200 (genau: 204) zugelassen, und wenn Sie sich umschauchen, erreichen wir heute mehr als das Dreifache dieser Zahl. Wo Pastor Orth sein Abiturzeugnis in Empfang genommen hat, weiß

ich nicht: Für eine Großveranstaltung hat die reduzierte Zahl der Abiturienten sicherlich nicht mehr ausgereicht. Dazu später mehr.

Es ist nicht leicht, in Oldenburg einen Raum zu finden, der knapp 700 Personen Platz bietet, und die im echten Wortsinne nahe liegende Idee war, das in enger schulischer Nachbarschaft liegende Staatstheater zu nutzen. Mit der Theaterleitung waren bereits Vorgespräche geführt, als die Nachricht kam, dass das Theater in der Saison 2010/11 einer Generalrenovierung unterzogen werden würde und für eine Abiturientenentlassung nicht zur Verfügung stehe. Als diese Neuigkeit bekannt wurde, waren die wenigen in Oldenburg in Frage kommenden Versammlungsstätten bereits durch die Nachbargymnasien in Anspruch genommen.

Ich bin – das Alte Gymnasium ist – den zuständigen Gremien der Lambertikirche und der Kirchengemeinde Oldenburg äußerst dankbar, dass sie uns aus der Not geholfen haben und die Lambertikirche für eine »säkulare« Veranstaltung zur Verfügung gestellt haben. Dabei lehrt ein Blick in die Geschichte, dass wir mit unserer Abschlussfeier in der Lambertikirche für die Wiederaufnahme einer Tradition sorgen, denn die Lateinschüler des 17. und 18. Jahrhunderts versahen den regelmäßigen Singedienst in der Lambertikirche bei Kasualien und in den Gottesdiensten. Zudem sind wir hier in St. Lamberti Jahr für Jahr mit den Adventskonzerten zu Gast. Auch wenn wir hier eine säkulare Festivität begehen, sind die historischen Bindungen (auf die wir in anderen Zusammenhängen ja immer so stolz sind) doch solcher Art, dass wir uns in St. Lamberti fast wie zu Hause fühlen können, und dass uns dieses historische Zuhause in dem besonderen Jahr 2011 nicht verwehrt worden ist, möchte ich mit besonderer Genugtuung zum Ausdruck bringen. Dass Herr Dr. Hennings, Pfarrer an dieser Kirche, als Gastgeber zugleich auch Vater einer unserer Abiturientinnen ist, mag geholfen haben (Glückwunsch!). Trotzdem muss niemand es als Bedrückung empfinden, »unter dem Kreuz« sein Abiturzeugnis empfangen zu haben. Wer in Gefahr steht, in dieser Hinsicht Vorbehalte zu hegen, möge sich die historische Verbindung von St. Lamberti und der Lateinschule und späterem Gymnasium ins Bewusstsein rufen und die partielle Wiederbelebung einer langen Tradition als Positivum vermerken.

Im Garanten einer verwandten Tradition möchte ich Sie, lieber Herr Pastor Orth (»P. O.«), hier begrüßen, an einem Ort, an dem Sie oft gepredigt haben – ich kann mich gut an Situationen erinnern, da die Stadtoldenburger Oberschüler evangelischen Bekenntnisses am

Oldenburger Erntedankfest (das den Charme hatte, stets auf einen Wochentag zu fallen und damit zu einem unterrichtsfreien Tag zu verhelfen) und am Reformationstag in die Lambertikirche verpflichtet (getrieben?) wurden und dort einer Predigt des damaligen Landesjugendpfarrers Orth zu lauschen; die 50-jährigen Abiturienten werden solche Erinnerungen teilen. Lieber Herr Orth, Ihre Erinnerungen ans eigene Abitur sind nicht ganz ungetrübt: Von einer normal großen Klasse waren beim regulären Abiturtermin gerade einmal vier Schüler übrig geblieben, die ein ordnungsgemäßes Abitur ablegen konnten – die anderen waren, mit einem Notabitur versehen, bereits zur Wehrmacht eingezogen, und einige waren zum Abiturzeitpunkt bereits gefallen. Wahrlich keine schönen Zeiten; umso schöner, dass Sie sich heute Ihrer alten Schule erinnern und mit uns den Erfolg unseres diesjährigen Abiturientenjahrgangs feiern.

Mitfeiern wollen und sollen auch Sie, liebe 50-Jährige (ich weiß, es schmeichelt, so angesprochen zu werden, aber ich präzisiere und sage: »liebe 50-Abiturjährlinge«). Sie haben zu einer Zeit Ihr Abitur abgelegt, die in der Rückschau als Zeit des Wirtschaftswunders und der Hochkonjunktur durch die Bücher geistert. Das klingt dann so, als sei zu Ihrer Zeit alles ganz einfach gewesen. Aus meiner eigenen Schulzeit – ich bin im Lebensalter nicht so furchtbar weit von dem unserer Jubilare entfernt – weiß ich noch, dass keineswegs alles neu und hehr und schön war, sondern dass es im alltäglichen Leben noch viele Überhänge aus der Vorkriegszeit gab, die sich als belastend erwiesen, obgleich sie möglicherweise als Beeinträchtigung oder Belastung damals gar nicht wahrgenommen wurden. In einem Punkt allerdings hatten Sie es sicherlich leichter als die heutigen Abiturienten: Einen Studienplatz zu erlangen bedurfte nicht umständlicher Bewerbungsverfahren; der Studienplatz war wie selbstverständlich durch das Abiturzeugnis (das damals noch Reifezeugnis hieß) garantiert. Das Abitur war für viele von Ihnen das Tor zu einem vorgezeichneten akademischen Weg. Da sehen sich heutige Abiturienten einer ganz anderen Konkurrenzsituation ausgesetzt.

Wir alle freuen uns, dass Sie, liebe Ehemalige, den Weg zurückgefunden haben zum Alten Gymnasium, und auch Ihr Name hat diesen Weg gefunden: Seit ein paar Tagen hängen im Foyer des Alten Gymnasiums zwei Tafeln, die alle Ehemaligen seit der Fertigstellung der heutigen Schule verzeichnen: Wenn Sie nach Ende dieser Veranstaltung mit uns hinübergehen zur Schule, können Sie überprüfen, ob Ihr Name auftaucht, ob er richtig eingeordnet wurde und ob er richtig

geschrieben ist. Beschwerden verweise ich an Herrn Illing vom Ehemaligenverein, der diese Tafeln hat anfertigen und anbringen lassen. Die Schule freut sich, dass Sie hier sind, und möchte ihrer Freude dadurch Ausdruck verleihen, dass wir Ihnen ein kleines Andenken (keine Bürde, hoffe ich) mitgeben, wenn ich meinen Eröffnungspart abgeschlossen habe.

Auf der rechten der beiden Tafeln finden sich auch schon die Namen der diesjährigen Abiturienten – aller 132, ganz gleich, ob Sie unter »G8« oder »G9« figurieren. Interessanterweise sind die beiden Gruppen exakt gleich groß: 66mal »G8« und 66mal »G9«. Wenn ich, wie viele andere vor mir und wahrscheinlich noch einige andere heute nach mir, die Kürzel »G8« und »G9« verwende, dann eigentlich in dem Bewusstsein, dass hier ein Fehlgebrauch vorliegt und dass die Bezeichnungen einen Unterschied suggerieren, der gar nicht vorhanden ist, denn genau genommen, sind Sie alle G7er. Beide Jahrgänge waren tatsächlich nur 7 Jahre lang am Gymnasium; beide Jahrgänge begannen zur selben Zeit im August 2004 ihre »Karriere« am Alten Gymnasium – die einen (die so genannten »G9er«) hatten zwei Jahre Orientierungsstufe hinter sich und traten in den 7. Jahrgang ein, die anderen (die so genannten »G8er«) mussten die Orientierungsstufe schon nach einem Jahr quittieren und begannen ihre Gymnasialzeit als Sechstklässler. Sieben Schuljahre später sitzen Sie hier jetzt alle als Abiturienten des Jahrgangs 2011.

Über die Belastungen, denen besonders diejenigen ausgesetzt waren, welche jetzt nach 12 Jahren Schulzeit ihr Abiturzeugnis erhalten, ist bereits viel gesagt und geschrieben worden; wenn ich mich diesem Aspekt nicht gesondert widme, soll sich darin keine Geringschätzung der besonderen Leistung der G8er ausdrücken. Ich lege Wert darauf, auf eine weitere, jedenfalls von mir so gesehene Gemeinsamkeit des Doppeljahrgangs hinzuweisen: In diesem Jahr ist es so deutlich geworden wie selten zuvor, dass Sie, liebe Abiturientinnen und Abiturienten, und wir alle, die wir mit Schule zu tun haben, unter das Diktat der Zahl und der Zahlen geraten sind. Da ist die Zahl der bis zum Abitur zu absolvierenden Jahreswochenstunden – eine Zahl, die Auswirkungen auf die Unterrichtsangebote und die Stundenplangestaltung der Schule hatte und hat; es gibt die Zahl der zur Verfügung gestellten Lehrerstunden, die zu überschreiten die sofortige Intervention der Schulbehörde nach sich zog und zieht; zu beachten sind die Zahlen des Unterrichtsversorgungserlasses, der 32er-Klassen in der Sekundarstufe I und 28er-Kurse in der Sekundarstufe II nicht nur

möglich, sondern in vielen Fällen sogar verpflichtend macht und damit Situationen schafft, die notwendigerweise zu Unterricht unter Stressbedingungen führt – die Verhaltenswissenschaftler könnten einiges dazu sagen, zu welchen Verhaltensweisen das unter den Stressbetroffenen führt; ich behaupte, dass vieles (nicht alles) von dem, was unter der Überschrift »Verhaltensprobleme« geführt wird, darauf zurückzuführen ist, dass wir unsere biologischen Sicherheitsabstände nicht mehr einhalten und uns wechselseitig als potenziell bedrohlich erleben. Zum Diktat der Zahl gehört auch die Entscheidung, das Abitur nach 12 statt nach 13 Jahren zu vergeben – angeblich war es ökonomisch gefordert, die Ausbildungszeiten zu verkürzen, und der deutsche Sonderstatus einer 13-jährigen Schulzeit stach dabei besonders ins Auge. Das Diktat der Zahl wird sich für Sie im Studium fortsetzen, wenn Sie sich den Festlegungen des Bologna-Prozesses unterworfen sehen und »credits« sammeln, statt Inhalte zu rezipieren. Was Ihnen allen – uns allen – genommen ist, ist etwas, was die Alten als Muße bezeichneten, ein Wort, das einige unter Ihnen möglicherweise gar nicht mehr kennen und das in seiner adjektivischen Ableitung (»müßig«) unter die Sprachräuber gefallen ist – wenn etwas »müßig« ist, braucht man ihm keine besondere Aufmerksamkeit zu widmen; es fällt in die Kategorie »nicht beachtenswert«.

Ich bin mir nicht sicher, wann ich dem Worte ›Muße‹ zum ersten Male begegnet bin, aber ich hege den Verdacht, dass es im Lateinunterricht war, als die Vokabel *otium* zur Verinnerlichung anstand. Wenn auch aus der Vokabelgleichung *otium* = ›Muße‹ noch kein Erkenntnisgewinn entstand, so half doch die Vorstellung, dass die Negativierung des *otium*, das *negotium*, Geschäft und Geschäftigkeit signalisiere. Das Englische hilft dabei nach: *business* neben *busy-ness*. Aufregend finde ich – aber das ist eine Empfindung, die wahrscheinlich allein einem Sprachverrückten eigen ist –, dass das, was in der heutigen Zeit als das Ideal, als das Ziel angesehen wird: geschäftig zu sein, tätig zu sein, Aktivität zu entwickeln, im Lateinischen als Negation eines offenbar als weit erstrebenswerter betrachteten Zustands auftaucht: des *otium*, der Muße. ›Ruhe‹ bzw. ›innere Ruhe‹ beschreibt nur sehr unvollkommen die Bedeutung des Gemeinten. Keinesfalls stellt ›Muße‹ auf ›Faulheit‹ oder ›Zeitvertreib‹ ab – es geht um die Möglichkeit, sich ohne Zeitdruck, ohne Produktionsvorgaben einem Gegenstand widmen zu können – »interesselos«, wie Kant gesagt hätte. In zurückliegenden Zeiten galt das *otium*, galt die Muße in besonderer Weise als Voraussetzung und Grundlage kultureller Leistung,

und wenn eine Gesellschaft das Diktat der Zahl über die Möglichkeit zur Muße stellt, gefährdet sie ihre kulturellen Wurzeln; auf jeden Fall beeinträchtigt sie die vielen Einzelnen in ihren menschlichen Möglichkeiten. Wir alle bedürfen der Absage an das *Rat Race* der institutionellen Forderungen und Anforderungen; wir wären gut beraten, uns gelegentlich Muße zu gönnen.

Viel Hoffnung, dass damit mehr als ein festrednerlicher Aufruf abgegeben worden ist, habe ich nicht; trotzdem wünsche ich Ihnen allen in Ihrer jeweiligen beruflichen Situation eben das: Muße.

Ihnen, liebe Abiturientinnen und Abiturienten, sage ich einen herzlichen Glückwunsch zur bestandenen Prüfung; dass Sie sie so glanzvoll bestanden haben, kann das Alte Gymnasium nur mit großer Genugtuung verzeichnen. (Vielleicht spiegeln die Anmeldezahlen für den 5. Jahrgang bereits ein verändertes Verständnis von der Leistung des AGO: Wir haben, obwohl die Anmeldungen am Montag noch weitergehen, bereits über 100 neue Fünftklässler in den Listen.)

Ich gratuliere Ihnen genauso wie Ihren Eltern und Angehörigen, die Ihren Weg durch die Schule begleitet haben, und ich freue mich mit Ihren Lehrern, die ein so erfreuliches Endergebnis verzeichnen können. Noch einmal: Herzlichen Glückwunsch!



Dr. Karl-Josef Burkard

Mit Leidenschaft und Augenmaß: Lehren aus der Krise

Rede im Namen des Kollegiums

Müde und erschöpft vom Entziffern mehr oder minder unleserlicher Abiturklausuren flüchtete ich in den Osterferien auf eine südliche Insel, um mich in frühlingshafter Natur vom trübsinnigen Wetter des Nordens und von den tagesaktuellen Aufgeregtheiten zu erholen. Wir hätten freilich zu Hause bleiben können, denn in Deutschland war das Wetter viel schöner. Immerhin brachte ich eine Idee für diese Rede mit, denn als wir durch einen Ort fuhren, welcher die scherzhaftige Bezeichnung der Insel als 17. deutsches Bundesland mehr als zu rechtfertigen schien, tauchte plötzlich eine Kneipeninschrift auf: »Zur Krise«. So hatte ein deutscher Wirt sein Lokal genannt, in dem krisengeschützelte Früh- und Vielzecher alle Drinks des Abends billiger erhalten, wenn sie schon vor Aufgang der Säufersonne mit dem Trinken beginnen.

Während meine Gefühle noch zwischen Faszination und Empörung über die Frivolität dieser Geschäftsidee schwankten, wurde mir klar, worüber ich heute zu reden hätte: über die Krise. Spannt sich nicht über die gesamte Zeit, in der Sie, liebe Abiturientinnen und Abiturienten, anfangen, bewusst das politische und wirtschaftliche Weltgeschehen wahrzunehmen, ein großer Krisenbogen? Von der US-Immobilienkrise über die weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise bis zu der längst noch nicht überwundenen Staatsschuldenkrise. Und von Nine-Eleven über Afghanistan und Irak bis zum Aufruhr in der islamisch-arabischen Welt.

Nun will ich nicht ausgerechnet in dem Augenblick, in dem Sie glücklich und erleichtert mit Ihren Eltern festlich den Abschied von der Schule und den Aufbruch in eine hoffnungsfrohe Zukunft feiern, ein apokalyptisches Horrorgemälde entwerfen. Das wäre nicht nur dem frohen Anlass unangemessen, sondern offenbarte auch ein bedenklich einseitiges Verständnis des Begriffs Krise. Die aus dem Altgriechischen stammenden Substantive Krise κρίσις (krísis) und Kritik κριτική (kritikē) gehen auf das Verb κρίνειν (krínein) »unterscheiden, trennen« zurück. Krise bezeichnet in diesem Sinne eine zugespitzte

Situation, die uns zum genaueren Hinsehen, zum kritischen, d. h. unterscheidenden Urteil und zur schließlichen Entscheidung zwingt.

Sowohl in den individuellen als auch in den gesellschaftlichen Krisen gibt es kein Entrinnen aus dem Zwang zur Entscheidung. Auch das Nichtentscheiden aus Angst vor den möglichen Konsequenzen wäre eine Entscheidung und hätte möglicherweise weitaus schlimmere Folgen als ein nicht bis in alle Verästelungen hinein durchdachter Entschluss. Krisen erscheinen in der historischen Rückschau oft als Wendepunkte im individuellen wie im gesellschaftlichen Leben; sie markieren die Unhaltbarkeit eines bestimmten Zustands und nicht selten auch den Beginn einer neuen Entwicklung.

Welche Rolle spielten nun die Krisen der vergangenen Jahre im Leben und Denken der Abiturientinnen und Abiturienten? Wie wurden die Krisenphänomene auf- und wahrgenommen, wie wurden sie im Unterricht be- und verarbeitet? Ich kann diese Fragen leider nicht für alle Schülerinnen und Schüler des Doppeljahrgangs beantworten, sondern nur am Beispiel einer einzelnen Gruppe. Ich hatte das unwahrscheinliche Glück, erst- und letztmalig in meiner Lehrerbiografie eine Lerngruppe fast über die gesamte gymnasiale Schulzeit begleiten zu dürfen: zunächst von der 7. bis zur 9. Klasse in dem ersten Wahlpflichtkurs Wirtschaft an einem niedersächsischen Gymnasium überhaupt, dann in einem Vorbereitungskurs in Klasse 10 und schließlich – zusammen mit einigen, die nach der 10. Klasse hinzukamen – im ersten Wirtschaftslehrekurs auf erhöhtem Niveau am AGO.

Als sich im August 2005 29 Siebtklässler zu ihrer ersten Wirtschaftsstunde einfanden, befand sich die deutsche Wirtschaft in einer konjunkturellen Aufschwungphase, die sich in den folgenden Jahren bis zum Boom steigerte. Die optimistische Stimmung jener Jahre spiegelte sich in den aktuellen Wirtschaftsmeldungen wieder, die wir am Modell des erweiterten Wirtschaftskreislaufs analysierten: Deutschland zum vierten Mal in Folge Exportweltmeister. Der Export als Konjunkturlokomotive. Die Zahl der Erwerbstätigen nimmt zu, die der Arbeitslosen ab. Die Konjunktur wird zunehmend von der Binnennachfrage getragen. Die kräftig sprudelnden Steuer- und Beitragseinnahmen führen 2007 zum ersten ausgeglichenen Haushalt des Gesamtstaats seit fast 40 Jahren.

Als wir Anfang 2008 uns erstmals mit dem deutschen Bankensystem beschäftigten, waren längst düstere Wolken am Konjunkturhimmel aufgezogen. Die zum Teil in Staatsbesitz befindliche Düsseldorfer Mittelstandsbank IKB hatte sich mit US-Immobilienkrediten ver-

spekuliert; nun wurde bereits das dritte Rettungspaket unter maßgeblicher Beteiligung des Staates geschnürt, um die Gefahr einer Kettenreaktion im Finanzsektor zu vermeiden. Am 21. Januar 2008, dem sogenannten »Schwarzen Montag«, kam es zu einem weltweiten Kurssturz an den Wertpapierbörsen. Die dramatischen Ereignisse kommentierte Rüdiger Jungbluth in einem Artikel der *ZEIT* vom 24. Januar 2008, den wir im Unterricht lasen:

»Am Montag [...] wurden die Eigentümer sämtlicher deutscher Aktien [...] um gut 60 Milliarden Euro ärmer. [...] Die Schuld an dieser Krise tragen zuallererst die Banken. Kreditinstitute aus den USA verfielen auf die Idee, unbedarfte Bürger systematisch zu unüberlegten Immobilienkäufen zu verführen. Da bauten oder kauften sich Menschen Häuser, die sie sich objektiv nicht leisten konnten. Manche liefen blind in ihr Unglück, andere setzten kühn darauf, dass ihre Immobilien im Wert immer weiter steigen würden. Ein übles Kettenbriefspiel. Erfunden wurde es in den Chefetagen der Finanzriesen. [...] Die Banken hatten einen Weg gefunden, wie sich an Krediten für schwache Schuldner großes Geld verdienen ließ: Man behält die Forderung zur Rückzahlung nicht in den Büchern, sondern verkauft sie einem Ahnungslosen. An solchen war in der Bankenwelt kein Mangel, sie fanden sich bei der IKB in Düsseldorf und bei der SachsenLB in Dresden, aber auch bei den mächtigen US-Banken Merrill Lynch und Citigroup. Die vielen kippeligen Kleinkredite wurden zu Forderungspaketen zusammengefasst, von Investmentbankern gegen hohe Gebühren in neuartigen Wertpapieren verbrieft und dann an Investoren weltweit verkauft. Die nahmen sie gerne, denn sie kassierten dafür hohe Zinsen. Die Risiken sahen sie nicht. [...] Dann, im Sommer 2007, zeigten sich massive Risse an diesem spekulativen Kartenhaus. Die Immobilienpreise in den USA gerieten ins Rutschen, während die Zinsen landesweit stiegen. In wachsender Zahl gerieten Hausbesitzer in Schwierigkeiten und konnten ihre Raten nicht mehr zahlen [...] Damit (stand) auch der Wert der in alle Welt verkauften Kreditpapiere infrage. [...] Als die Hypothekenkrise ausbrach, verhielten sich die Banken wie Schnecken, die bei Gefahr in ihr Haus kriechen. Sie liebten sich untereinander kein Geld mehr. Und sie handelten kaum mehr miteinander. Jeder für sich, keiner für alle. [...].«

Die Sachverhalte, die der Zeitungsartikel anspricht, wollen verstanden werden, bevor man selbst in der Sache urteilsfähig wird: Also musste erst einmal geklärt werden, was ein Kredit ist, worin sich die verschiedenen Formen des Kredits unterscheiden, vor allem aber worauf es beim Geben und Nehmen von Krediten wirklich ankommt: auf Vertrauen. Und das kann nur entstehen, wenn die Kreditnehmer kreditwürdig, d. h. wirtschaftlich in der Lage sind, Zinsen und Tilgungsraten zu zahlen, und wenn die Kredit gebenden Banken sich stets bewusst sind (und danach handeln!), dass die von ihnen ausgeliehenen und investierten Finanzmittel letztlich Vermögenswerten entstammen, die ihnen hart arbeitende Menschen anvertraut haben.

Und das lenkte unseren Blick auch auf die Geldanleger, die ihre selbst erwirtschafteten oder ererbten finanziellen Mittel teils auf Konten, teils in Wertpapieren anlegen, um beispielsweise für ihr Alter vorzusorgen. So wie wir zuvor den kompletten Ablauf einer Kreditberatung simuliert hatten, machten wir uns nun in Rollenspielen klar, worauf bei einer Geldanlage zu achten ist.

Die erste wichtige Erkenntnis: Es gibt kein Entrinnen aus dem Zielkonflikt zwischen Rendite, Risiko und Liquidität. Wenn ich Geld sicher und jederzeit verfügbar anlegen will, muss ich auf eine höhere Verzinsung verzichten. Und wenn ich hohe Renditen erzielen will, muss ich ein erhöhtes Verlustrisiko eingehen, das ich zwar durch Risikostreuung minimieren, aber nicht aus der Welt schaffen kann. Zur ökonomischen Mündigkeit gehört auch, dass ich mir von wohlklingenden Renditeversprechen nicht den Verstand vernebeln lasse.

Zweite Erkenntnis: Der Berater eines Finanzdienstleisters ist nicht nur Berater, sondern auch Verkäufer. Deshalb findet sich in der von uns zusammengestellten »Checkliste für ein Beratungsgespräch zur Geldanlage« (Arbeitsblatt 148!) auch der Merkposten: »Klären, wie der Berater entlohnt wird: durch eine erfolgsabhängige Provision oder durch ein festes Honorar? Und unbedingt ein von beiden Seiten unterschriebenes Protokoll über den Verlauf der Beratung verlangen!«

Es ist im Zuge der Finanzkrise viel über das Fehlverhalten von Bankern und Managern moralisiert worden. Wirtschaftsethik wurde urplötzlich zur boomenden Branche. Schlimmes moralisches Fehlverhalten von Individuen ist zu tadeln und – wenn es denn gegen die Gesetze verstößt – durch Strafen zu sanktionieren. Aber das darf uns nicht den Blick auf die Anreize verstellen, die solches Verhalten systematisch begünstigen.

Daraus folgt eine dritte Erkenntnis, die den Schülern erst in der Oberstufe voll bewusst werden sollte: Eine im Interesse der Menschen in ihren widersprüchlichen Rollen als Verbraucher, Erwerbstätige, Steuerzahler, Kreditnehmer und Kapitalanleger funktionierende Wirtschaft bedarf eines gesellschaftlich gewollten, politisch gesetzten und rechtlich sanktionierten Institutionen- und Regelsystems, mit einem Wort: einer *Wirtschaftsordnung*. Eine solche Ordnung verankert die ethischen Normen in rechtlich bindenden Regeln für das ökonomische Verhalten. Die moralische Verpflichtung des Einzelnen wird dadurch keineswegs aufgehoben, aber das Individuum wird durch diese Ordnungsethik ein Stück weit von der heroischen Zumutung entlastet, permanent gegen mächtige ökonomische Anreize ankämpfen zu müssen.

Als im Februar 2008 erstmals solche Fragen in der Öffentlichkeit diskutiert wurden, hielt man es noch für möglich, ein Übergreifen der US-Immobilien- und Bankenkrise auf die deutsche Wirtschaft zu verhindern. Es zeigte sich aber, dass nicht nur die IKB, sondern auch andere deutsche Banken, allen voran die staatlichen Landesbanken, viel stärker als vermutet in den Handel mit amerikanischen Kreditverbriefungen involviert waren. Als sie im Herbst 2008 durch die schlagartige Entwertung ihrer Forderungen einen erheblichen Teil ihres Eigenkapitals verloren, konnten nur eine Garantieerklärung der Regierung für die Spareinlagen und ein international abgestimmtes gigantisches Hilfsprogramm eine allgemeine Panik verhindern.

Zur gleichen Zeit wurde auch die Realwirtschaft von der Krise voll erfasst. So erhielt im November 2008 die deutsche Industrie ein Viertel (!) weniger Aufträge als ein Jahr zuvor. Wie Deutschland mit seiner starken Exportorientierung vom globalen Aufschwung der vergangenen Jahre übermäßig profitiert hatte, so litt es jetzt besonders stark unter der globalen Rezession. 2009 lag das deutsche Bruttoinlandsprodukt um 5 Prozent unter dem Vorjahresniveau; mit diesem stärksten Einbruch in der deutschen Nachkriegsgeschichte war der Exportweltmeister Deutschland binnen eines Jahres zum Schrumpfungmeister unter den großen Industrienationen mutiert.

Mitte 2009 aber war die Talsohle bereits durchschritten und es begann ein bis heute anhaltender Aufschwung. Über die Ursachen dieser raschen Erholung ist viel räsoniert worden. Gewiss trugen die staatlichen Konjunkturprogramme, die massenhafte Einführung der Kurzarbeit, die niedrigen Zinsen und die in der Krise gestärkte Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen dazu bei. Von zentraler Bedeutung aber war und ist die von den boomenden Schwellenländern China, Indien und Brasilien ausgehende Nachfrage nach deutschen Autos, Maschinen, Chemie- und Elektroprodukten. Folker Hellmeyer, Chefanalyst der Bremer Landesbank, erklärte es dem Wirtschaftskurs bei einer Expertenbefragung im Dezember 2009 so:

»Früher gingen die Krisen von der Peripherie der kapitalistischen Welt aus, von Asien, Russland, Südamerika; das Zentrum, also die USA und Westeuropa, musste stabilisieren. Heute ist das Zentrum krank und wird von der Peripherie stabilisiert.«

Auch wenn ich mir diese polemische Zuspitzung nicht gänzlich zu eigen machen möchte, so ist doch unübersehbar, dass sich im Zuge der Krise sowohl die weltwirtschaftlichen als auch die weltpolitischen Kräfteverhältnisse grundlegend verändert haben: Nicht mehr die G7

als exklusiver Club der führenden westlichen Industrienationen, sondern die G20 unter Einschluss der wachstumsstarken Schwellenländer sind seit 2008 das Forum, auf dem die großen Fragen der Weltwirtschaft und Weltpolitik beraten werden.

Erneut hat sich also die Krise als epochaler Wendepunkt erwiesen. Nach einer Phase übertriebener Zuversicht in die Selbstregulierungsfähigkeit der unsichtbaren Hand der Märkte war es zu einer Renaissance der sichtbaren Hand des Staates gekommen. Mit ihren billionenschweren Maßnahmen war es den Regierungen und Zentralbanken gelungen, die Welt vor dem Absturz in eine Große Depression wie in den 1930er Jahren zu bewahren. Allerdings wurde dieser Erfolg mit einer enormen Staatsverschuldung erkaufte, die einige Staaten an den Rand der Zahlungsunfähigkeit geführt hat.

So ist die Krise nicht wirklich überwunden, sie hat seit 2007 nur immer wieder ihre Form geändert: Auf die Immobilienkrise 2007, die Bankenkrise 2008 und die Wirtschaftskrise 2009 folgte ab 2010 die Staatsschuldenkrise, die erst und wiederholt in Griechenland, dann in Irland und in Portugal milliardenschwere Rettungsaktionen der EU, der EZB und des IWF erforderlich machte.

Die intensive Beschäftigung mit der Krise hat nach meiner Einschätzung das kritische Bewusstsein der Schülerinnen und Schüler geschärft, weil sie Teil einer viel umfassenderen Auseinandersetzung mit Wirtschaft und Gesellschaft war, die nicht der Tagesaktualität hinterher rannte, sondern das aktuelle Geschehen in größere Zusammenhänge einordnete. Sie ermöglichte generelle Einsichten, die über den Tag hinaus bedeutsam bleiben mögen:

Erstens. Gewiss stehen die Entscheidungen der wirtschaftlichen und politischen Akteure unter Zeit- und Erfolgsdruck. Dies darf aber nicht zu einer Dominanz der kurzen Frist führen, denn sowohl in der Ökonomie als auch in der Politik bringt ein kurzfristiges Denken in Quartalszahlen oder Wahlperioden häufig negative langfristige Konsequenzen mit sich, z. B. eine übermäßige Verschuldung oder eine Zerstörung der natürlichen Ressourcen. Das kurzfristige Denken muss also durch die langfristige Perspektive korrigiert werden.

Zweitens. Zielkonflikte in Wirtschaft und Politik (z. B. zwischen Effizienz und Gerechtigkeit) dürfen nicht ideologisch nach einer Seite hin aufgelöst werden. Ohne eine effiziente Organisation der wirtschaftlichen Tätigkeit wäre eine gerechte Verteilung sinnlos, weil es dann nur allen schlechter ginge. Eine weithin als ungerecht empfundene Ordnung aber untergrübe die Motivation und damit auch die

Effizienz. Wir müssen also diese Zielkonflikte aushalten und immer neu ausbalancieren,

Drittens. Es gibt nicht nur Marktversagen, sondern auch Staatsversagen. Märkte und Marktergebnisse bedürfen zweifellos staatlicher Rahmenseetzungen und politischer Korrekturen. Staatliches Handeln muss aber auf ökonomische Notwendigkeiten und Zusammenhänge Rücksicht nehmen; sonst schlagen gut gemeinte Maßnahmen schnell in ihr Gegenteil um. In der Geschichte des ökonomischen Denkens beobachten wir daher heftige Pendelbewegungen zwischen den Polen Markt und Staat. Wir sollten versuchen, allzu starke Ausschläge des Pendels zu vermeiden, was freilich nur mit ökonomisch und politisch aufgeklärten Bürgern möglich ist.

Viertens. Es sind Bedingungen herzustellen, unter denen die Handlungen der verschiedenen Personen, Gruppen und Staaten entsprechend der großen Hoffnung Adam Smiths zum wechselseitigen Vorteil aller Beteiligten führen und nicht zu Nullsummenspielen, bei denen Gewinne nur auf Kosten Anderer erzielt werden können. Auch dies erfordert auf allen Handlungsebenen – lokal, regional, national, europäisch, global – Ordnungen von Wirtschaft und Politik, die den Prinzipien der »Gerechtigkeit als Fairness« (John Rawls) entsprechen.

Letztlich kommt es im persönlichen wie im gesellschaftlichen Leben darauf an, »harte Bretter« zu bohren »mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich«, wie es der große Soziologe Max Weber für die Politik forderte, was aber auch auf andere Lebensbereiche übertragen werden kann.

»Harte Bretter«, das sind die Herausforderungen, Probleme und Aufgaben, die uns gestellt sind und die wir selbst uns stellen. »Leidenschaft«, das sind unsere Begeisterung, unsere Hingabe, unsere Risikobereitschaft. »Augenmaß«, das ist unser kritisches Urteilsvermögen, das die Risiken, Folgen und Nebenwirkungen unserer Entscheidungen und Handlungen bedenkt. Leidenschaft ohne Augenmaß führt uns in gefährliche, unkalkulierbare Abenteuer. Augenmaß ohne Leidenschaft macht uns zu bloßen Verwaltern des Bestehenden, zu ängstlichen Verteidigern des Status quo. In beiden Fällen misslingt das von Weber geforderte »starke langsame Bohren von harten Brettern«.

Ich wünsche Ihnen »harte Bretter« im Sinne herausfordernder, erfüllender Aufgaben und die rechte Mischung von »Leidenschaft« und »Augenmaß«.



Prof. Dr. Hans Kaminski

Schule und ihre vier Sprachen

Rede im Namen der Eltern

Liebe Reife, liebe Eltern, Geschwister, Freunde, Bekannte und vor allem auch verehrte Kollegen und Kolleginnen aus dem AGO, an der Spitze mit ihrem Schulleiter Herrn Herold!

Es gibt zwei Ereignisse, die sowohl für Eltern als auch für unsere Kinder eine gewisse Bedeutung haben – wenn sie in einer richtigen Reihenfolge kommen: erst der Schulabschluss, wie z. B. das Abitur, die Reifeprüfung, und dann die Heirat.

Ich habe das Glück, dass beide Ereignisse nur einen Tag auseinander liegen: gestern die Heirat und heute das Abitur. – Nicht erschrecken, es sind zwei unterschiedliche Personen: der Sohn gestern und die Tochter heute. Wenn Sie, verehrte Damen und Herren, neben den Altersspuren im Gesicht auch noch andere sehen, dann könnte es damit etwas zu tun haben.

Wir haben heute Absolventen vor uns, die noch ein »unerhörtes Ereignis« darstellen: Ein Teil unserer Abiturienten verlässt, wie ungefähr in 200 anderen Ländern dieser Welt, die Schule nach 12 Jahren, und sie bekommen dennoch die Reife bestätigt. Was sagt uns das? Reife ist eine Frage der Definition: Unsere Besucher dieser kleinen Verabschiedungsfeier sollten mal nach rechts oder links schauen und versuchen zu erkennen, wer ist ein Absolvent nach 12 Jahren und wer ist einer nach 13 Jahren? Gratulation an alle!

Reif wofür? Was heißt das? Damit Sie, liebe Eltern, Schüler und Bekannte, liebe Lehrkräfte, den Ernst der Situation erfassen, eine kleine Rechenaufgabe: Unsere Kinder sind jetzt 18/19 Jahre alt, ihre Lebenserwartung geht in die achtzig Jahre und mehr, d. h. sie werden – so hoffen wir – bis 2070 leben.

Sie verlassen im Jahre 2011 die Schule, und wir hoffen, Sie verlassen die Schule mit einer Grundausstattung, die bis zum Jahre 2070 irgendwie reichen bzw. die Grundlage für ihre persönliche und berufliche Entwicklung bilden muss.

Und damit ergibt sich die weitere Frage, was soll, was kann die Schule leisten? Schule hat – so glaube ich – die Aufgabe, einen Beitrag

zu leisten zur Übergabe des kulturellen Staffelstabes an die nachwachsende Generation:

- Qualifikation für eine Welt, wie sie ist, und Bildung für eine Welt wie sie sein sollte.
- Qualifikation für die Bewältigung von gegenwärtigen und zukünftigen Lebenssituationen und natürlich die Frage nach dem Sinn, die Vermittlung eines Bewusstseins für die Notwendigkeit von Sinnorientierung.

In diesem Spannungsfeld ist die Schule verortet. Es geht um die Individualisierung *mit* System *im* System, um die Aufgabe zu erfüllen, die Individualität eines jeden jungen Menschen zu schützen und dennoch in gleicher Weise seine Gemeinschaftsfähigkeit zu fördern. Es geht um Fritz, Carla, Lara – alles unverwechselbare Persönlichkeiten.

Individualität schließt Moralität nicht aus, sondern gibt ihr nur viele unterscheidbare Gesichter. Jeder Mensch lernt anders, fühlt anders, reagiert unterschiedlich. Und das scheint mir eine wesentliche Aufgabe von Schule zu sein: Wie gelingt es, Individualität mit dem Prozess der gesellschaftlichen Enkulturation so zu verknüpfen, dass jeder zu seinem Lernrecht kommt, aber auch seine Lernpflicht wahrnimmt und sich dennoch einbindet in die gesellschaftliche Verantwortung.

Damit sind wir beim unvermeidlichen Stichwort G8 – früher ein Wirtschaftsgipfel, heute Synonym für Schulstress. Die deutsche Schulformendebatte, die das Land fast erschöpft hat, ist im Kern nichts anderes als die fehlende Antwort auf die innere Differenzierung von Schule. Ich behaupte, G8 überfordert nicht Schüler, sondern zumeist die Kultusbürokratie. Wenn sich z. B. die Lernzeit verändert, dann muss darüber nachgedacht werden, wie sich die Lernbedingungen zu ändern haben, welche Auswirkungen das auf die Organisation, Ziele, Inhalte und Methodik hat und wie ein Bundesland dafür seriöse Voraussetzungen schaffen kann. Die Gesamtkomposition muss stimmen.

Deshalb: Denke ich zuweilen über Schulreformen nach, will mir die folgende Anekdote von Anonymus nicht aus dem Sinn kommen:

Da war ein Mann, und der ging zum Uhrmacher, legte ihm zwei Zeiger auf den Tisch und sprach: »Oh, Du Uhrenheiler, bei meiner Uhr gehen diese beiden Zeiger nie richtig. Bitte repariere sie, auf dass meine Uhr wieder die rechte Zeit zeige.« Aber der Uhrmacher antwortete ihm: »Die Zeiger, oh Herr, kann ich nicht reparieren, du musst mir schon die ganze Uhr mitbringen.« Der Mann aber verstand ihn nicht – die Uhr war doch völlig in Ordnung, nur die Zeiger gingen falsch.

Mir scheint, wir haben uns zu lange und zu viel mit Reformen von Uhrzeigern aufgehalten und dabei die Zeit verspielt, grundsätzlich über die Reform des Uhrwerks nachzudenken. Eine Verkürzung von Schulzeit ohne ein Durchforsten von Curricula ist vergleichbar mit der Bestimmung neuer Akkordsätze für Schüler, ohne die schulischen Rahmenbedingungen anzugleichen. Schüler sind nicht überfordert, sondern häufig zu falschen Leistungen gefordert. Deshalb ist G8 leider zum Synonym für Schulstress geworden. Dennoch lässt sich berechtigterweise fragen: Ist G8 wirklich ein gestohlenen oder nicht auch für viele ein geschenktes Jahr?

Natürlich gilt, was Kästner unnachahmlich kurz feststellt: »Der Mensch soll lernen, nur die Ochsen büffeln.« Ich würde allerdings sicherheitshalber hinzufügen, ein bisschen Ochse beim Lernen muss jeder Mensch dennoch sein.

Damit möchte ich zu einem weiteren kurzen Gedanken kommen: Die hohe Herausforderung des Schulsystems ist das Ertragen von Differenz, von Individualität, denn umso besser werden sich die Entwicklungspfade von Kindern erkennen und fördern lassen. Alle Kinder haben das Recht auf Förderung, auch die Klugen. Dazu eine kleine Fabel (von G. H. Reavis):

»Eines Tages beschlossen die Tiere, dass sie etwas unternehmen müssten, um den Anforderungen der Zukunft gewachsen zu sein, und gründeten eine Schule. Sie führten einen Lehrplan für Leibesübungen mit den Fächern Laufen, Klettern, Schwimmen und Fliegen ein und beschlossen (weil das die Durchführung vereinfachte), dass jedes Tier an jedem Fach teilnehmen musste.

Die Ente war eine hervorragende Schülerin im Schwimmunterricht und sogar besser als ihr Lehrer, bekam befriedigende Noten im Fliegen, war aber schwach im Laufen. Da sie im Laufen so langsam war, musste sie häufig nachsitzen und auch das Schwimmen aufgeben, um das Laufen zu üben. Das ging so lange, bis ihre Schwimmfüße arg verschlissen waren und sie nur noch ein durchschnittlicher Schwimmer war. Aber Durchschnittlichkeit wurde an der Schule akzeptiert, so dass sich keiner Gedanken darüber machte – außer der Ente.

Der Hase war anfangs Klassenbester im Laufen, erlitt dann aber einen Nervenzusammenbruch, weil er im Schwimmen so viel nachholen musste.

Das Eichhörnchen war ausgezeichnet im Klettern, bis der Unterricht im Fliegen es total frustrierte: Auf Anweisung des Lehrers musste es stets vom Boden aufwärts starten statt vom Baumwipfel aus nach unten. Diese Überanstrengung hatte zur Folge, dass das Eichhörnchen schließlich lahmte und eine Drei im Klettern und eine Vier im Laufen bekam.

Der Adler war ein Sorgenkind und wurde streng herangenommen. Im Klettern war er stets als erster auf dem Baum, bestand allerdings auch hartnäckig auf seiner Methode hinaufzukommen (und galt deshalb als renitent).

Am Ende des Schuljahres hatte ein nicht ganz normaler Aal, der außerordentlich gut schwimmen und auch ein bisschen laufen, klettern und fliegen konnte,

den besten Notendurchschnitt und durfte auf der Abschlussfeier die Abschiedsrede halten.«

Ich weiß nicht, welche Anforderungen an die drei Schülersprecher heute gestellt worden sind...

Die Frage nach der Notwendigkeit, die individuellen Fähigkeiten eines Kindes zu fördern, beantwortet allerdings noch nicht Frage nach dem Fächerkanon im Sinne eines Mindestkanons, den alle Kinder erfahren sollten.

Und hier muss ein Einschub erfolgen, um das AGO für eine innovative Idee besonders loben zu können. Nicht alle Schüler müssen alles mit gleicher Tiefe lernen, aber worin besteht das Grundgerüst? Betrachtet man den Fächerkanon der Schulen in der Welt, dann sind, vereinfacht gesagt, vier Sprachen zu erkennen, die das Profil von Schulen ausmachen. Sprachen – so könnte man sagen – sind geistige Münzen für den Austausch, von der Kommunikation bis zur Interaktion.

Natürlich geht es erstens immer um die »Sprache« als einem Verständigungsinstrument für die Bürger eines bestimmten Kulturkreises oder darüber hinaus: Deutsch, Englisch, Französisch, Latein, Griechisch oder was auch immer.

Die zweite Sprache ist die Sprache der Mathematik, der Naturwissenschaften. Es ist die Sprache der Verständigung über Zusammenhänge, die Nachprüfbarkeit ermöglicht, die hilft, zu unterscheiden zwischen Beziehungen, zwischen Sachverhalten, die hilft, etwas messbar zu machen. Es ist insbesondere die Sprache der Ingenieure, der Naturwissenschaftler.

Die dritte Sprache ist eine sehr spezifische Dimension unseres menschlichen Lebens: Es ist die Dimension der Emotion, der Expression, des Ausdrucks von Gefühlen, von Wahrnehmungen, es ist die Sprache der Kunst, der Musik, ohne die wir nicht wirklich leben können, und die uns hilft, unser »seelisches Portfolio« in Balance zu bringen.

Und schließlich und letztlich ist eine vierte Sprache zu nennen. Sie ist die umstrittenste, weil sie immer die Auseinandersetzung mit dem eigenen Gesellschaftssystem darstellt: Es ist die Frage danach, wie Menschen ihr Leben gestalten – gestalten sollten. Eine Teildimension dieser Sprache scheint unstrittig zu sein, und zwar ist es das Fach Geschichte. Aber dann gibt es jenen Teil, der sehr unterschiedlich interpretiert wird – das ist für mich durchaus verständlich –, weil es sich hier um die Auseinandersetzung mit einer Universalie des menschlichen Lebens handelt, und zwar die Auseinandersetzung mit der wirt-

schaftlichen Existenz, mit der Bekämpfung von Knappheit in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen, mit dem Versuch, Menschen satt zu machen, um ein menschenwürdiges Leben führen zu können.

Ja, auch die Ökonomie ist eine Sprache, sie ist so etwas wie eine Grammatik zum Verständnis von Wirtschaft und Gesellschaft, und wer diese Grammatik beherrscht, kann die gesellschaftlichen Verhältnisse besser »lesen«; er kann sie verstehen, er kann Beziehungen erkennen, er kann Zusammenhänge einordnen, er kann Politik besser bestehen. Wer z. B. politisch permanent über die Verteilung des Sozialprodukts nachdenkt, darf sich intellektuell nicht verweigern, ökonomisch über seine Entstehung nachzudenken – alles andere wäre unethisch.

Weshalb dieser Einschub zu den vier Sprachen? Es gilt dem AGO zu gratulieren. Wir haben unter uns die erste Gruppe jener Abiturienten sitzen, die Wirtschaft von Klasse 7 an bis zum Abitur durchlaufen haben, weil die Schule, das Alte Gymnasium, den Mut hatte noch eine *neue* Sprache in das Schulcurriculum zu übernehmen. Der Versuch ist in dieser Form einzigartig in Niedersachsen und auch darüber hinaus gewesen. Es gilt deshalb der Schulleitung zu danken, die seinerzeit den Mut hatte, gegen viele Widerstände, die bis ins Kultusministerium hineinreichten und noch immer hineinreichen, das Experiment zu wagen.

Dank an die Schule und an die Kollegen und Kolleginnen, die das erreicht haben, und Dank an die Absolventen, die den Unterricht genießen konnten oder vielleicht hier und dort auch erlitten haben. Fazit: Das Alte Gymnasium ist eine junge Schule.

An dieser Stelle möchte ich einem Menschen danken, der für mich so etwas wie eine moderne Pestalozzi-Sonderausgabe ist, und zwar Herrn Dr. Burkard. Ohne ihn, zusammen mit seinem Kollegen Jakubov und jetzt in der Fortsetzung mit Frau Lau und Herrn Hillmann, wäre dieses Experiment nicht gelungen. Behalten Sie, liebes AGO, diese vierte Sprache bei, denn das macht Sie zu etwas Besonderem in der Schullandschaft Niedersachsens.

Liebe Reife – und die Zukunft? Zunächst: Wer den sog. Schutzraum von Schule verlässt, gerät damit noch lange nicht in die Hölle des Zwangs der Universität. Den jungen Menschen bieten sich unglaubliche Chancen, und zwar weltweit. Allerdings glaube ich, dass wir, die ältere Generation, Ihnen den Druck nehmen müssen, alle drei Monate – wie es moderne Bilanzierungsregeln verlangen – eine Bilanz abzuliefern. Keine Frage: Die Richtung muss stimmen, noch nicht jeder Weg.

Natürlich trifft man auch falsche Entscheidungen und muss sich umorientieren. Die Chance, heute z. B. Auslandsaufenthalte in die eigene Ausbildung einzubauen, ist um ein Vielfaches größer als in unserer Jugendzeit.

Zu meiner Zeit begann das Ausland schon im Nachbardorf, heute fliegt man für 39 Euro nach Spanien, vielleicht manchmal mit dem Nachteil, das Nachbardorf dann auch gar nicht mehr zu kennen.

Liebe Reife, Sie sind nicht fertig, sondern Sie fangen immer wieder an. Jetzt kommt bei vielen das Studium, und danach fangen Sie wieder an, mit anderen Personen, mit anderen Aufgaben: Und die Vorstellung, in einem Beruf bis zur Rente zu verbleiben – vergessen Sie es!

Deshalb: Zentral ist es, eine Denkhaltung zu entwickeln, die immer auch offen ist für neue Entwicklungen. Denken Sie an mein kleines Rechenbeispiel mit dem Zieljahr 2070. Was kommen wird, das wissen wir nicht, aber dass etwas kommen wird, dessen können Sie sich gewiss sein.

Und zum Abschluss Dank an alle Eltern: Die Vorbildfunktion von Eltern kann nie hoch genug eingeschätzt werden, die Vorbildfunktion der Eltern ist zentral. Sie sind buchstäblich Lernmuster auf zwei Beinen. Erinnern wir uns deshalb noch einmal an Erich Kästner und seine Worte: »Es macht keinen Sinn seine Kinder erziehen zu wollen, Sie machen ja doch alles nach.« Lassen Sie unsere Lehrer nicht alleine mit der Erziehung unserer Kinder – der therapeutische Teil ihrer Arbeit sollte nicht den didaktischen Teil übersteigen.

Wir danken den Lehrern, die zu keiner anderen Zeit mit einer so hohen Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung hantieren mussten. Im letzten Jahr berichtete eine englische Zeitung von der Forderung einer Erziehungswissenschaftlerin, auch schlechte Lehrer(innen) einzustellen, weil die Kinder sich so auf die Realität besonders gut vorbereiten könnten. Da mag was dran sein, aber dennoch wäre es schön, wenn das Mischungsverhältnis stimmte. Am AGO stimmt das Mischungsverhältnis.

Und glauben Sie mir, liebe Absolventen, mit jedem weiteren Jahr nach der Schulentlassung wird auch – was heute noch undenkbar zu sein scheint – bei Ihnen die Altersmilde wachsen, und Sie werden den Zehntelpunkt der Abiturnote vergessen, den man Ihnen sicherlich natürlich zu Unrecht verweigert hat, und Sie werden Ihre Schule in der Erinnerung zumeist lieben.

Das wünsche ich Ihnen, und ich wünsche Ihnen die Offenheit für neue Abenteuer, die Bereitschaft zur Gestaltung Ihres Lebens – ein anderes bekommen Sie nicht.

Und glauben Sie mir, die Gesellschaft ist auf jeden von Ihnen angewiesen – allein schon aus demografischen Gründen. Wir stehen auf dem 189. Platz der Bevölkerungsentwicklung; ich glaube, der Vatikanstaat steht noch etwas schlechter da – das darf ich hier in einer evangelischen Kirche sicherlich sagen.

Ich wünsche allen einen entspannten Tag – genießen Sie ihn!



Der verworfene Weg

Rede im Namen der Abiturientinnen und Abiturienten

Sehr geehrter Herr Herold, sehr geehrte Frau Meyer-Brinkmann, wertes Kollegium, liebe Ehemalige, liebe Eltern, Verwandte, Bekannte und Freunde und natürlich im Besonderen liebe Mitschülerinnen und liebe Mitschüler!

Zu Beginn unserer Rede möchten wir vorwegnehmen, dass wir, die wir hier vorne stehen und in den folgenden Minuten zu Ihnen sprechen wollen, nur einen Teil der Gruppe aus dem Jahrgang darstellen, die Anteil an dieser Rede hat; namentlich sind das mit uns dreien Alex (Schmidtke), Helya (Andouz) und Kirsten (Kloer).

Im Vorfeld werden sich viele gefragt haben, warum die Entlassung auf einem Samstagmorgen in der Lambertikirche stattfindet. Dies ist einerseits auf die große Anzahl der Abiturienten und andererseits auf die geschichtliche Veränderung zurückzuführen, dass das Alte Gymnasium nun nicht mehr die einzige Institution in Oldenburg ist, die Veranstaltungen dieser Art durchführen darf, wie das lange Zeit der Fall war.

Bei genauerer Betrachtung der historischen Zusammenhänge wird jedoch klar, dass Ort und Zeit alles andere als abwegig für uns sind. Zum einen liegen die Wurzeln unserer 1573, also vor nunmehr 438 Jahren, gegründeten altherwürdigen Lehrstätte an genau diesem Ort, was uns somit am Ende unserer schulischen Bildung zu ihren geschichtlichen Anfängen zurückführt. Zum anderen – und dies ist ein Zusammenhang, der mittlerweile auch schon in einen historischen Kontext einzuordnen ist – kamen wir zu Beginn unserer bereits erwähnten schulischen Laufbahn noch in den Genuss einer Tradition, die aus den meisten Gymnasien schon verschwunden war: Samstagsunterricht.

Die Situation, in der wir uns heute befinden, lässt sich als Gabelung sehen: Ein bisher gemeinsam beschrittener Weg teilt sich auf. Auf dem gesamten Weg unseres Schullebens konnten wir viele Ereignisse und Prägungen erfahren, die uns bis ans Ende unseres Lebens erhalten bleiben werden. Dazu gehören zum Beispiel im Unterricht behandelte

Themen, Schulfahrten und Arbeitsgemeinschaften. Man könnte von diesen viele nennen, bei der Vorbereitung dieser Rede kam uns jedoch ein Werk des US-amerikanischen Dichters Robert Frost besonders in den Sinn, welches die meisten von uns im Unterricht behandeln durften:

The Road not Taken

Two roads diverged in a yellow wood,
And sorry I could not travel both
And be one traveler, long I stood
And looked down one as far as I could
To where it bent in the undergrowth;

Der verworfene Weg

Zwei Wege gabeln sich im Wald,
tut leid, ich konnt' nur einen gehn
als Einzelner – stand da alsbald,
und sah dem ersten nach im Wald,
wohin er lief im Holz, wollt's sehn.

Übers.: Gerhard Tscheinig

Wir alle haben die Situation, in der sich das lyrische Ich befindet, schon erlebt, und heute, liebe Mitschülerinnen und Mitschüler, sehen wir eine solche vor uns.

Unsere Wege teilen sich, wir stehen vor einer schwierigen Entscheidung. Welchen Weg – ob kurz, lang, frei oder steinig – soll ich gehen? Welcher führt mich zu meinem Ziel, und was ist eigentlich mein Ziel? Was für Konsequenzen ergeben sich aus dieser Entscheidung, oder was geschieht, wenn ich mich für jene Möglichkeit entschließe? Welche Probleme ergeben sich auf dem Weg, und inwiefern beeinflussen sie mich? Oder ist am Ende gar der Weg das Ziel?

Unumgänglich ist, dass wir uns entscheiden müssen. Wir verwenden viel Zeit darauf, einen Entschluss zu fassen, wägen Alternativen ab und versuchen, auf Erfahrungen zurückzugreifen. Letztlich schauen wir dennoch zurück und sind uns nicht sicher, ob wir alle nötigen Überlegungen angestellt haben. Für mehr Sicherheit konsultieren wir Familie, Freunde und Lehrer, die uns ihrerseits auf ihren Erfahrungsschatz zugreifen lassen, auch wenn es manchmal dazu führen kann, dass wir am Ende nur noch stärker verunsichert sind als vorher. Schließlich muss man jedoch hinnehmen, dass jede Entscheidung und jeder Kompromiss nicht zwangsläufig das zur Folge haben wird, was man sich in der Gegenwart vornimmt. Die Beurteilung, ob das Getane nun richtig war oder nicht, vermag man erst in ferner Zukunft vorzunehmen – bis dahin bleibt uns einzig und allein das Handeln im Bereich des uns gegenwärtig Möglichen.

Frosts lyrisches Ich steht – anders als wir – seiner Gabelung alleine gegenüber und ist so gezwungen, seinen Weg ohne Hilfe zu wählen.

Frost fährt fort:

Then took the other, as just as fair,
And having perhaps the better claim,
Because it was grassy and wanted wear;
Though as for that the passing there
Had worn them really about the same,

And both that morning equally lay
In leaves no step had trodden black.
Oh, I kept the first for another day!
Yet knowing how way leads on to way,
I doubted if I should ever come back.

Nahm dann den andern, warum nicht,
mag sein, mehr Anspruch ging einher,
war grasbedeckt, lud ein zur Pflicht;
wengleich, was dies betrifft war schlicht
auf beiden Wegen reg' Verkehr.

In jener Früh ruhn beide weich
im Laubwerk, noch wars nicht betreten.
Dem erstren folg ich später gleich!
War ungewiß, denn wegereich
verführt ein Weg – kaum rückzubeten.

Die Schule war für uns der Ort, an dem man sich Fehler noch erlauben konnte, an dem man in der Lage war, sich selbst zu erfahren, an dem man lernte, wo die eigenen Stärken und Schwächen liegen. Sicherlich ist das AGO nicht perfekt und in vielerlei Hinsicht verbesserungswürdig, aber uns haben die letzten Jahre gezeigt, dass wir viele Dinge in guter Erinnerung behalten werden: die Schokoecken, die man sich vor der Mathestunde bei Loni in der Hoffnung gekauft hat, den zuweilen als Qual empfundenen Unterricht besser ertragen zu können; die gemeinsamen, jahrgangsübergreifenden Chor- und Orchesterfahrten mit mehr als 200 hochmotivierten und musikalischen jungen Menschen; und selbstverständlich die Tatsache, dass man sicher sein konnte, seine Freunde jeden Tag aufs Neue um sich zu haben. Dies sind nur wenige Aspekte der vielen, die wir nennen könnten. Ich glaube, dass die vergangenen Wochen seit dem letzten Schultag jedem von uns eines gezeigt haben: Wir werden diese Zeit vermissen.

Aber vermissen kann man eigentlich nur das, was einem nicht erhalten bleibt, und das trifft auf unsere Schulzeit am Alten Gymnasium Oldenburg ganz gewiss nicht zu. Die letzten Jahre haben uns geprägt, sie haben Spuren hinterlassen, die unser jetziges Handeln beeinflussen und unser zukünftiges Handeln leiten werden. Diese Prägungen verdanken wir vor allem dem herausragenden Engagement einiger Lehrer und Schüler, die mitgeholfen haben, uns zu den Persönlichkeiten zu machen, die wir heute sind. All dies versetzt uns in die glückliche Lage, anders als das lyrische Ich aus dem Bauch heraus entscheiden zu müssen. Am AGO waren wir in der Lage, Wege zu gehen und auszuprobieren, denn wir wussten, dass es bei Fehlern immer die Möglichkeit gab, sich zu korrigieren. Diese Möglichkeit ist jetzt zwar nicht verschwunden, mit zunehmender Länge des Weges zeigt sich aber, dass unsere Entscheidungen gewichtiger und ihre Konsequenzen weitreichender werden.

Auch wenn Robert Frost von Zweifeln, ob man je dorthin zurückkehrt, wo sich die Wege einst trennten, spricht, ist für uns klar: Es gab und es gibt keine Zweifel. Diese Schule war für uns ein richtiger Weg, den wir nicht bereuen – im Gegenteil: Wir werden uns positiv zurückerrinnern und die Schulzeit nicht zu einem winzigen Teil des riesigen Mosaiks des Lebens verkommen lassen.

Frost beendet sein Gedicht mit folgenden Worten:

I shall be telling this with a sigh	Bericht' ich einst, wenn Zeit verblich,
Somewhere ages and ages hence:	egal wo, Seufzer säumen's Lied:
Two roads diverged in a wood, and I–	Zwei Wege luden ein, und ich –
I took the one less traveled by,	nahm mir den selteren für mich,
And that has made all the difference.	und dies bracht' all den Unterschied.

Dies ist der mit einem Seufzen verbundene Rückblick auf ein erfülltes Leben, nicht ohne Stolz auf das Erreichte und noch wichtiger darauf, dass man den weniger beschrittenen Weg gegangen ist. So beantwortet Frost zugleich die entscheidenden Fragen:

Schwimme ich mit, abseits oder gegen den Strom? Sind wir uns im Klaren darüber, dass Entscheidung für das eine zugleich Verzicht auf das andere bedeutet? Nehmen wir Risiken auf uns, um vielleicht schneller voranzukommen, weil wir darin Chancen sehen, und verzichten dabei auf Sicherheit?

Sicher ist aber eines: Die letzten Jahre haben uns zu einer sehr großen Gemeinschaft gemacht, die sich vor allem auch auf der letzten und wohl steilsten Etappe hin zum Abitur untereinander beistand und geholfen hat. 132 Schülerinnen und Schüler erhalten heute für diese Anstrengungen ein Zeugnis, also den Beleg dafür, dass wir diese Etappe abgeschlossen und das Ziel, den Gipfel, erreicht haben.

Allerdings ist dieser Gipfel keinesfalls als das Ende des Weges zu begreifen. Deshalb lasst uns uns immer daran erinnern, welchen Rückhalt wir untereinander fanden, und lasst uns darüber hinaus alles daran setzen, dass wir ihn auch zukünftig finden werden und dass wir uns nicht aus den Augen verlieren. Genauso wie Sie, liebe Ehemalige, möchten wir in 30, 50 oder sogar 70 Jahren an diesen Ort nicht als Fremde, sondern als Freunde untereinander und als Freunde des Alten Gymnasiums Oldenburg wiederkehren.

Robert Frost lehrt uns mit seinem Gedicht zwar, dass es auch möglich ist, den Weg alleine zu beschreiten, die Aufgaben und Anstrengungen, die zu bewältigen sind, zu meistern, und dass man auch so seine Ziele erreichen kann, auf die man – am Ende angekommen – mit Zufriedenheit zurückblicken kann. Das Wichtige ist aber, dass wir

nach langer Schulzeit mit vielfältigen Erfahrungen und Prägungen nun bereit sind, die wichtigeren Entscheidungen des Lebens selbst treffen zu können, sodass Gabelungen für uns keine unüberbrückbaren Probleme mehr darstellen.

Lasst uns, lieber Abiturjahrgang des Jahres 2011, immer an Folgendes denken: Wir haben den Gipfel zusammen erreicht, aber der Weg ist noch lange nicht zu Ende. Es ist, wie Jack Kerouac einst schrieb:

When you get to the top of the mountain, don't stop climbing!





*Eine Schule guter Art ist eine Gesellschaft Bienen,
die ausfliegen und Honig sammeln, eine Schule lässiger Art
wäre eine Gesellschaft der lastbaren Tiere, die hingehn,
wohin sie getrieben werden, und auch von dem,
was man ihnen auflegt, zeitlebens nichts erbeuten.*

JOHANN GOTTFRIED HERDER, *Von Schulübungen* (1781)